

五

Joachim B. Schmidt

Tell

ROMAN

Büchergilde Gutenberg

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de
Mit freundlicher Genehmigung
des Diogenes Verlags, Zürich
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2022
Diogenes Verlag AG, Zürich
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck
Printed in Germany 2022
ISBN 978-3-7632-7363-8

Hedwig

Mitten auf der Wiese hockt ein Bär. Er hat mich längst bemerkt, sitzt womöglich schon seit einer Weile da, hat mir in aller Seelenruhe zugeschaut, wie ich den Nachtopf neben der Hütte ausgeschüttet habe. Jetzt reckt er die Nase in die Luft und schnuppert. Ich bleibe reglos stehen, während sich der Bodenfrost unter meine Kleider schleicht.

Es ist still im Tal. Selbst das Rauschen des Baches ist verhalten. Vielleicht hat sich in der Nacht eine Eisschicht auf dem Wasser gebildet. Der Bär kratzt sich hinterm Ohr, sieht eigentlich nicht so aus, als wäre er gefährlich. Und doch sitzt mir die Angst genau wie die Kälte in den Gliedern. Ich bleibe einfach stehen.

Jetzt schaut er zum Stall, schnuppert wieder, scheint etwas zu riechen, das ihn interessiert. Die Hühner, die Kühe!, schießt es mir durch den Kopf, und dann bemerke ich Wilhelm, der wie versteinert an die Stallmauer gelehnt steht. Er hat seine Armbrust auf den Bären gerichtet.

Ich will nein rufen, denn ich fürchte, dass uns der Bär angreifen könnte, wenn ihn Wilhelm nicht tödlich trifft. So ein Tier erlegt man schließlich nicht mit einem einzigen Bolzen. Vielleicht ist der Bär gar kein Bär, sondern ein verzauberter Mensch. Wie in den Geschichten. Doch das Fleisch und das Fell könnten wir gut gebrauchen, das schon. Und

für die Tatzen bekämen wir auf dem Markt bestimmt einen ganzen Sack voll Mehl. Darum sage ich nichts.

Plötzlich fliegt die Haustür neben mir auf. Meine Mutter kommt im Nachthemd ins Freie gestürmt und marschiert beherzt auf den Bären zu. Sie steckt noch immer in ihr, die unerschrockene Aloisa, die uns Verrecken nicht will, dass man sie Großmutter nennt. In jeder Hand hält sie einen Kochtopf, und diese Töpfe schlägt sie nun so fest aneinander, dass sogar ich zusammenzucke. Dazu gibt sie bellende Rufe von sich.

»Hep, hep, hep!«

Das zeigt Wirkung. Der Bär springt erschrocken auf die Füße und rennt davon. Zugleich zieht Wilhelm am Abzug, und mein Herz verliert den Rhythmus. Die Armbrust schnalzt, doch der Bolzen ist nur ein schneller Schatten, zu schnell für mein Auge. Entweder ist er geräuschlos in das dicke Fell gefahren oder hat das Tier gänzlich verfehlt. Egal. Der Bär sucht das Weite, rennt über die Wiese, patscht durch den Bach und verschwindet im Wald. Von da hört man noch das Knacken von Ästen, die Wipfel der kleinen Tannen schwanken hin und her, dann ist es wieder still.

Ich schaue gebannt auf den Waldrand und lausche. Mein Herz rast. Mutter hält die Töpfe noch immer erhoben, als warte sie nur darauf, sich dem Bären erneut zu stellen. Wilhelm bebzt, wirft uns einen wütenden Blick zu, aber er sagt kein Wort. Er wendet sich ab und verschwindet im Stall. Mutter schüttelt den Kopf.

»Dieser Draufgänger«, knurrt sie.

Aus dem Stall hören wir ihn brüllen:

»Walter, komm!«

Walter

Im Gatterwald geht mir die Luft aus. Ich hasse diesen steilen Hang. An meinen Beinen liegt's nicht, die würden mich sogar bis auf den Engelberg tragen. Aber am Schnauf. Jeder Atemzug sticht in der Brust, schnürt mir den Hals zu. Vater geht noch schneller als zuvor, nimmt mein Japsen gar nicht wahr. Er strebt durch den Wald, klettert der Fluh entlang, hüpf't von Stein zu Stein, eilt mit langen Schritten über die Alpwiese, auf der er die Ziegen mit einer mürrischen Handbewegung auseinanderscheucht. Dann wieder bleibt er plötzlich stehen, schaut sich um, lauscht, hält den Atem an. Und geht weiter.

Die Fährte des Bären haben wir schon im Stäfeli verloren, eigentlich hätten wir gleich wieder umkehren können. Oder weiß Vater, wohin der Bär geflohen ist? Weiß er, wie ein Bär denkt? Ich stolpere ihm keuchend hinterher, schaue zu Boden, Schritt für Schritt für Schritt.

Die Gossalp umgehen wir in weitem Bogen. Tobler bemerkt uns trotzdem. Er tritt vor die Hütte, stemmt die Hände in die Seite und schaut uns scharf hinterher. Grosi Marie sagt, dass Tobler gute Augen habe. Er könne seine Viecher von der Hütte aus zählen. Wieso also fragen wir nicht ihn, ob er den Bären gesehen hat?

Aber Vater schaut stur nach vorn, will weder Tobler

noch meinen keuchenden Atem bemerken. Grosi Marie sagt, dass Menschen in den Felsen nichts zu suchen haben. Wo kein Kraut wächst, hat der Teufel seinen Fußabdruck hinterlassen.

Wenn ich einmal groß bin, bleibe ich unten im Tal. Und zwar immer.

Tobler

Querulant. Hetzt er wieder über meine Wiesen, dieser. Die Ziegen macht mir der Tell noch ganz verrückt. Aufwärts will er, immer aufwärts, wie ein glühender Funke überm Feuer. Und er weiß ganz genau, dass ich ihn längst bemerkt habe. Aber glaubst du, er würde sich zu mir umdrehen? Meine wenige Existenz bezeugen? Vergiss es. Für diesen Hartschädel gibt es nur ihn selbst und niemanden sonst. Sogar als ich ihn aus dem Schnee hinterm Miststock gegraben und am Feuer wieder lebendig gemacht habe, hat er sich nicht bedankt. Kein Wort. Noch heute nicht. Als wär's eine Selbstverständlichkeit gewesen. Ganz friedlich hat er im Schnee gelegen, fast so, als wolle er ein Nickerchen machen. Das Aufwachen ist ihm schwergefallen, Teufel, der ist schon fast rüber gewesen. Gekrümmt und kraftlos hat er an meinem Feuer gesessen und sich nur unwillig zurück zu den Lebenden gesellt. Vielleicht will man gar nicht zurück, wenn man schon so nah am Totsein ist. Dann ist er einfach gegangen, hat mich nicht einmal angeschaut, obwohl seine Hände noch immer so steif von der Kälte gewesen sind, dass er die Tür nicht aufgebracht hat. Helfen habe ich ihm müssen! Und ihm dann hinterhergeschaut, stumm wie ein geschnitzter Stöpsel.

Ziemlich genau elf Jahre ist's her. Ein grässlicher Herbst.

Sein Bruder ist längst nicht der Einzige, der seinerzeit vom Herrgott zu sich gerufen worden ist. Der Isentalerbach hat den ganzen Eyrihof mitsamt seiner Kapelle in den Urnersee gespült. Für eine Weile hat man sie noch auf dem See treiben sehen. Drüben hat das Sankt-Lazarus-Kloster in einer riesigen, knietiefen Pfütze gestanden. Da hat wohl alles Beten nichts geholfen. Etwas Unchristliches muss sich da oben in den Felsen zugetragen haben. Vielleicht ist es den Eishexen oder sogar Tell selbst zu verschulden.

Wenigstens hat er heute nicht die Axt dabei, dieser Troll. Wenn er sich noch einmal an meinem Bannwald vergreift, dann ... Ach, was wollte ich denn. Tell hört auf nichts und niemanden, schon gar nicht auf mich. Aber wieso diese Hast? Das nähme mich wunder. Ist der Mann auf der Flucht? Glaubst du etwa, der erste Wintersturm lauert schon hinter den Felsen, um übers Tal hinwegzufegen? Wie damals vor elf Jahren.

Seine Armbrust trägt er auf dem Rücken, ich seh's genau. Ach was, Tell ist nicht auf der Flucht. Er ist auf der Jagd, nichts weiter. Vielleicht wartet da oben ein Wolfsrudel auf ihn, oder ein Bär. Er wird in den Felsen sein Ende finden wie sein Bruder damals. Wenn nur nicht sein Sohn dabei wäre. An Walter ist nichts auszusetzen, ein tüchtiger Bub, aufrichtig, wenn auch ernst. Er hat das Zeug dazu, eines Tages den Tellhof zu übernehmen. Aber auf ein freundliches Lächeln wartet man auch bei ihm vergebens. Sein Vater, dieses Rindvieh, hat ihm wahrscheinlich die Lebensfreude aus dem Leib geprügelt und ihm dafür alle Sorgen aufgeschultert. Ein Sturschädel ist's! Sakrament.

Walter

Im Bösenboden kommen wir nur mühsam voran. Wenn der Bär hier oben wäre, hätten wir ihn längst bemerken müssen. Auf einem bemoosten Stein rutsche ich aus und schlage mir das Schienbein wund, lasse mich stumm auf den Hintern fallen und beiße die Zähne zusammen. Blut quillt aus der Wunde und rinnt auf meinen Fußrücken. Vater bleibt stehen und wirft mir einen Blick zu.

»Tölpel«, murt er und geht weiter.

Mein Blick verschwimmt. Ich rapple mich auf und hinke meinem Vater hinterher. Die dummen Tränen. In der Herbstsonne wird das Blut schnell dick und schwarz. Es schmerzt nicht mehr so, und bald hole ich Vater wieder ein.

Er dreht sich um und schaut über mich hinweg auf den Talkessel hinab, kneift die Augen zusammen, atmet ruhig, als sei er nicht eben erst einen halben Berg hochgestiegen. Ich lasse mich erschöpft auf die Steine fallen. Meine Hände zittern, meine Lippen sind trocken. Die Wundstelle am Schienbein pocht, schmerzt aber nicht. Ich weiß, wieso Vater stehen geblieben ist. Wenn wir von hier aus noch ein paar Schritte weitergehen, können wir unseren Hof nicht mehr sehen. Aber noch ist er zu erkennen, auch wenn es nur ein brauner Punkt auf dem Talboden ist, da, wo mein Urgroßvater vor hundert oder tausend Jahren eine Lich-

tung in den Wald geschlagen hat. So zumindest erzählt es Grosi Marie. Ich folge mit meinem Blick dem Bachlauf aufwärts, versuche zu erkennen, wo genau unser Bach anfängt, doch es ist unmöglich festzustellen. Es müssen mehrere kleine Rinnsale sein, die den Firnen entspringen. Mein Bruder treibt sich da unten bestimmt im Stall rum, gräbt sich ins Heu, bis sein brauner Schopf nicht mehr zu sehen ist. Dabei hat ihm Vater aufgetragen, bei den Kühen auszumisten. Nur mein Bruder kann sich erlauben, ihm nicht zu gehorchen. Er ist dafür auch noch nie verprügelt worden.

Aloisa ruht sich nach der ganzen Aufregung bestimmt aus, und Grosi Marie ist vielleicht bei den Hühnern oder sitzt auf der Bank vor dem Haus und sonnt sich in den letzten Strahlen des Herbstes. Manchmal nimmt sie ihr Kopftuch ab und streicht sich mit steifer Hand über den Schopf. Ich glaube, man könnte ihre Haare zählen.

Meine kleine Schwester Lotta liegt in der Krippe und schläft oder wird gerade von meiner Mutter gestillt. Wie gerne wäre ich bei ihr. Es gibt nichts Lustigeres, als wenn mein Schwesterchen an meinem Finger saugt und Schmatzgeräusche macht, dann zu strampeln beginnt und meine Hand wütend wegstößt, weil sie aus meinem Finger keinen Tropfen Milch bekommt. Manchmal lege ich meine Lippen an ihren winzigen Hals und pruste laut, dass sie quietscht und zappelt. Nichts auf dieser Welt ist weicher, als –

»Weiter«, sagt Vater, dreht sich ab und sticht die Bergflanke hoch.

»Hier oben ist der Bär nicht!«, entfährt es mir, doch Vater tut so, als hätte er mich nicht gehört.

Endlich erreichen wir die Breitplanggen. Der Pfad führt

steil in die Wand, die Tritte im Felsen sind nur einen Fuß breit. Wer hat sie in den Stein gehauen? Mein Urgroßvater womöglich? Die Waldgrenze liegt nun weit unter uns. Man sieht auf die Tannen von oben herab, als segle man wie ein Adler der Felswand entlang. Ich wünschte, ich wäre so ein Adler. Vater geht jetzt langsamer, bleibt manchmal sogar stehen, greift in die Wand, sucht Halt und macht den nächsten Schritt. Ich tue es ihm gleich, Schritt für Schritt für Schritt, mache ihm jeden Handgriff und jeden Tritt auf den Felsvorsprüngen nach.

Der Berg ist erstaunlich warm. Die Herbstsonne ist kräftig hier oben. Unten im Tal ist es kälter, schattiger. Plötzlich starrt Vater vor sich auf den Boden, stampft mit dem Fuß, einmal nur, und nun bemerke auch ich das zusammengeingelte Tier, das ganz nah vor Vater auf einem Felsvorsprung liegt. Es schlängelt geschwind die Felswand hoch zu einer fingerbreiten Spalte, verschwindet so plötzlich, dass ich nicht sicher bin, wirklich eine Kreuzotter gesehen zu haben. Die sind giftig. Schade hat sie ihn nicht gebissen, die Schlange. Dann wären wir nämlich wieder umgekehrt. Aber selbst die Tiere weichen ihm aus, machen einen Bogen um ihn, als fürchten sie sich vor meinem Vater.

Er sagt kein Wort, schaut sich auch nicht nach mir um, geht einfach weiter, als wäre nichts geschehen. Als ich an dem Spalt vorbeikomme, in dem die Kreuzotter verschwunden ist, rast mein Herz, meine Handflächen werden feucht, und doch kann ich den Blick nicht abwenden. Ich habe Angst, dass die Schlange mir plötzlich ins Gesicht schnellt, doch ich bleibe stehen und starre ins Dunkel. Im Spalt ist aber nichts als die Schwärze des Berginnern.

Gessler

Heimat, fremde Heimat. Dieser rötlich schimmernde Berg erinnert mich an den Hochkönig. Wie viele Sommer habe ich als Bub an seinem Fuße verbracht? Wenn ich gewusst hätte, dass es die schönsten Sommer meines Lebens sein würden ... Jetzt bleibt mir nur dieser rote Fels, der kein Hochkönig ist, aber immerhin, ein Fels. Die Firnen, ihre weißen Hörner, und die Gletscher dieser Berggiganten sind doch immer dieselben. Nachts rumpelt es tief in ihrem Innern, gelegentlich schicken sie Schlaglawinen in die Täler. Es sind die nackten Elemente, Wasser und Stein, von Gott dem Allmächtigen erschaffen. Der Mensch ist nichts weiter als eine Heuschrecke. Und doch fühle ich mich seltsam geborgen, als gehöre ich hierhin, obwohl die Luft anders ist, härter, schneidender. In diesen Höhen sind alle Menschen auf ihr Fundamentales reduziert. Hier oben sind wir alle, selbst Könige, nur Gotteskinder. Heuschrecken.

Die tiefstehende Herbstsonne treibt mir die Tränen in die Augen. Ich wische mir flüchtig übers Gesicht. Harras bemerkt es nicht. Kann es nicht sehen. Er ist gut dreißig Schritt hinter mir, knurrend, rutschend, fluchend. Er trägt schwer an seiner Waffe, die ihm mit jedem Schritt an den Oberschenkel patscht. Dieses Schwert, das er »Durst« nennt und nie von sich legt, es bringt ihm hier oben nichts.

Aber Harras von seiner geliebten Waffe zu trennen wäre wie Wasser spalten. Dabei genügt in den Bergen ein kleines Messer, womit man sich die Blasen an den Füßen aufschneiden oder einen Wanderstock schnitzen kann. Ein Schwert ist in Anbetracht der Alpenkolosse geradezu lächerlich. Wer wollte es gegen eine herandonnernde Schneelawine ziehen oder etwa bei Steinschlag schützend über den Kopf halten? Ein Narr ist der und gehört unter Geröll und Schneemassen begraben. Denn Gott allein lässt Steine regnen, lässt Schneeflocken auf die Bergspitzen rieseln, bis sie in die Täler einfallen wie das größte Heer der Welt. Uns Heuschrecken bleibt nur die Gnade Gottes.

Ich bekreuzige mich.

Ist man in den Bergen Gott näher?

Lieber wäre ich allein unterwegs, ohne Harras und seinen »Durst«, weitab der feindseligen Bauernschar. Wenn ihre Blicke töten könnten. Dabei sind sie im Kriegshandwerk so ungeschickt, sie können nicht einmal mit einem Schwert richtig umgehen, würden sich selbst die Gliedmaßen abschlagen. Aber hier oben treiben sich keine Bauern herum. Sie fürchten sich vor diesen Giganten, den Riesen und Eishexen, die in den Felsen hocken. Ängstliche, misstrauische Kreaturen sind sie, die sich zwischen ihren Kühen und Ziegen verkriechen. Hier oben habe ich meine Ruhe.

Harras steht mir in diesem Alpenland am nächsten – und ist zugleich mein größter Feind. Aber ich fürchte mich nur unten im Tal vor ihm, in der Höhe bin ich ihm überlegen. Harras hat eine fast platte Nase und wulstige, knollige Ohren. In jungen Jahren muss er sich oft geprügelt haben. Vielleicht war er ein Preiskämpfer, vielleicht wurde er als

Bub so zugerichtet. Lieber wäre ich ohne ihn. Lieber wäre ich wieder bei Frau und Kind. Doch jetzt steht schon mein zweiter Winter fern der Heimat vor der Tür. Verschwendete Jahre.

Ich muss auf der Hut sein, denn der Weg führt steil nach unten in die Felswand. Immer ist der Abstieg gefährlicher als der Aufstieg, das habe ich schon als Bub an den Flanken des Hochkönigs gelernt. Jetzt gilt höchste Konzentration, denn ein einziger Fehltritt kann ins Verderben führen. Wenn Harras hinter mir scheppernd und brüllend die Felswand hinunterfällt, werde ich mich nicht einmal umdrehen, das nehme ich mir vor.

Mein rechter Fuß rutscht ab, ich klammere mich an der Felswand fest und schaue zurück. Harras ist zum Glück damit beschäftigt, nicht über sein Schwert zu stolpern. Seine O-Beine eignen sich nicht für Bergwanderungen, aber er ist ein guter Reiter. Unsere Pferde warten in St. Jakob. Der Hoherhabene von Emmen, der sich für eine Herbstwanderung zu vornehm dünkt, passt auf sie auf. Zwar ist er in einem dieser Täler geboren und aufgewachsen, aber er gibt sich als Adelliger und versucht, seinen Dialekt zu überspielen und so zu reden wie ich. Dabei hat er noch immer Angst vor diesen Bergen, ganz wie das ansässige Bauernpack. Der Aberglaube klebt ihm wie Dreck an den Kleidern.